

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,
Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner.

— ♦ Band V. und VI. ♦ —

October 1895 — März 1896.



Wien, IX/5, Günthergasse Nr. 1.

Druck von Bruno Barck, Wien, IX., Maximilianplatz 10.

Die Zeit.

VI. Band.

Wien, den 18. Jänner 1896.

Nummer 68.

Die Curie des allgemeinen Wahlrechts.

Es ist meinem Gedächtnisse entschwunden, wem unser Vaterland die Bezeichnung als Land der Unwahrscheinlichkeiten verdankt. Vielleicht könnte man es nach den Erfahrungen der jüngsten Zeit mit gleichem Rechte das Land der Ueberraschungen nennen. Denn eine Ueberraschung im größten Maßstabe bereite uns Graf Taaffe, als er einen Wahlreformentwurf vorlegte, der in der Curie der Städte und Landgemeinden eine Erweiterung des Wahlrechtes bis hart an das allgemeine Wahlrecht herbeiführen sollte, und schon wieder soll uns eine neue Ueberraschung bereitet werden. Während aber das Vorgehen Taaffes als parlamentarisches Hufarenstück ganz wohl zu begreifen ist, fällt es den dem Getriebe der politischen Parteien Fernestehenden, die sich noch den naiven Glauben bewahrt haben, daß sachlich wichtige Fragen möglichst eingehend zu erörtern sind, schwer einzusehen, warum der angeblich schon längst fertige Entwurf des gegenwärtigen Ministeriums der Öffentlichkeit solange vorenthalten wird. Dies umsomehr, als bei dem Umstande, daß in den letzten Jahren die verschiedensten Möglichkeiten einer Wahlreform eingehend besprochen wurden, nicht anzunehmen ist, daß der Entwurf auf Grundsätzen beruht, die sich als wesentlich neue bezeichnen ließen.

In der That soll denn, wie mehrfach, ohne daß dem widersprochen worden wäre, berichtet wurde, der Entwurf darauf hinauslaufen, daß an die vier bereits bestehenden Curien, eine fünfte Curie des allgemeinen Wahlrechtes mit einigen siebenzig Mandaten angereicht wird. Dies scheint keineswegs unglauwürdig zu sein, wenn man sich erinnert, daß diese Idee unter den verschiedenen Reformplänen in weiteren Kreisen am sympathischsten aufgenommen wurde. Nicht allein, daß verschiedene Parlamentarier den Plan ebenso als ihr Kind ansprechen, als einst die Städte Griechenlands den Sängern der Iliade als den ihren reclamierten, die Idee einer fünften Curie des allgemeinen Wahlrechtes genießt thatsächlich den Vorzug, den verschiedensten Ansprüchen gerecht zu werden. Vor Allem wird bei dieser Art der Wahlreform der „Bestand“ gewahrt und keiner der erbgewessenen Parlamentarier zu einem ungewohnten Wahlkampfe genöthigt, ohne daß sie es jedoch grundsätzlich ausschließt, daß den bestehenden Parteien aus dieser Curie Verstärkung zutheil wird. Sie schadet also den herrschenden Gruppen wenigstens nicht direct. Andererseits bedeutet sie aber bis zu einem gewissen Grade ein Entgegenkommen gegenüber dem allgemeinen Stimmrechte und die Möglichkeit einer sich auf alle Volkskreise erstreckenden Agitation. Dies macht sie der Socialdemokratie annehmbar.

Wer, wie ich und viele andere, der Meinung ist, daß sich das allgemeine Wahlrecht auf die Dauer nicht nur nicht aufhalten lasse, sondern daß es auch in einem Staate mit starker Monarchie und festfügtem Beamtenthum weitaus das beste Wahlrecht ist, der wird der fünften Curie des allgemeinen Wahlrechtes gegenüber eine eigene Stellung einnehmen. Er wird es anerkennen, daß man in diese Curie nicht bloß, wie es ursprünglich geplant war, die besitzlosen Classen aufnehmen will, und daß man damit der Gefahr einer weiteren unnötigen Verschärfung der Classengegenstände glücklich ausgewichen ist, er wird aber ebenso aus socialpolitischen, als auch rein technischen Gründen die Zahl von siebenzig Mandaten für durchaus ungenügend halten. Befürchtet man, daß beim allgemeinen Stimmrechte die Interessen einzelner wenig zahlreicher, aber social bedeutender Volkskreise zu wenig Berücksichtigung finden, so stelle man neben die Curien des Großgrundbesitzes und der Handelskammern noch eine Curie des größeren städtischen Besitzes und der städtischen Intelligenz, wie dies Schöffle mehrfach vorgeschlagen hat. Aber dies sei die Ausnahme und das erweiterte Wahlrecht die Regel und nicht umgekehrt. Indes ist zu befürchten, daß an dem Entwurfe der Regierung nur wenig geändert wird. Das Parlament ist nicht bloß an und für sich schwach, sondern hat auch bisher in Sachen der Wahlreform einen solchen Mangel an Urtheilsfähigkeit erwiesen, daß an eine weitgehende Verbesserung des Regierungsentwurfes nicht gedacht werden kann. Wir wollen uns demnach mit der Idee einer aus etwa siebenzig Abgeordneten bestehenden Curie des allgemeinen Wahlrechtes abfinden und untersuchen, wie man ihr die besten Seiten abzugewinnen vermöchte.

Zunächst wird man wohl unbedingte Sicherung der Wahlfreiheit verlangen dürfen. Also nicht bloß schriftliche, geheime und

directe Abstimmung, sondern auch Schutz vor Beeinflussung durch social mächtige Individuen und Volkskreise! Bei dem Umstande, daß den besitzenden Classen nicht bloß ungeheure Privilegien gewahrt sind, sondern auch noch das Wahlrecht in der fünften Curie zukommt, können sie billigerweise das Begehren nach gesetzlichem Schutze der Wahlfreiheit durch Strafgesetze nicht ablehnen. Ferner ist zu verlangen, daß wenigstens für alle Landgemeinden der Nachmittag des Wahltages gesetzlich zum freien Tage gemacht werde. Es mag ja richtig sein, daß sich die Verlegung der Wahl auf einen Sonntag aus Rücksichten auf die öffentliche Sicherheit nicht empfiehlt. Aber andererseits ist es ebenso sicher, daß auf dem Lande, wo zum Wahllocale häufig größere Entfernungen zurückzulegen sind, ein Wahlrecht ohne Freigabe von ein paar Stunden einfach illusorisch ist. Gerade hier ist aber die Gefahr des Zusammenströmens von großen Volksmassen am wenigsten zu befürchten. Aber auch in diesem Falle würden gesetzliche Bestimmungen, ohne daß ihre Beobachtung durch Strafgesetze gesichert wäre, nicht genügen.

Indes ist die Sicherung der Möglichkeit, nicht bloß in freier Weise, sondern überhaupt von dem Wahlrechte Gebrauch machen zu können, nichts, was mit einer bestimmten Form des Wahlrechtes zu thun hätte. Es ist dies eine Forderung, die überall erhoben wird, wo Volkschichten von verschiedener socialer Macht nebeneinander von dem Wahlrechte Gebrauch machen. Wenn ich trotzdem mit Nachdruck darauf verweisen zu müssen glaube, so geschieht es deshalb, weil angesichts der besonders günstigen Stellung der besitzenden Classen und der geringen Culturentwicklung einzelner österreichischer Kronländer nur die Sicherung voller Wahlfreiheit den niedersten Schichten eine nennenswerte Vertretung verbürgen kann. Diese Schichten aber im Reichsrathe zu Wort kommen zu lassen, sie zum Bewußtsein zu bringen, daß auch ihnen ein Selbstbestimmungsrecht zukomme, ist ja doch der Zweck der Wahlreform.

Wesentlich anders verhält es sich mit einer weiteren Garantie, die meines Erachtens gefordert werden muß. Sie ist gegen Uebelstände gerichtet, die nicht bloß gleichsam äußerlich anhaften, sondern tief im Wesen des Reformentwurfes begründet sind. Sie beruhen darauf, daß in einem Lande, das wie Oesterreich eine reine Musterkarte der verschiedensten nationalen und socialen Verhältnisse aufweist, große, ganze Kronländer umfassende Wahlbezirke nicht denkbar sind, ohne daß bedeutende Bruchtheile der Bevölkerung vollständig mundtot gemacht würden. Man versuche z. B. bloß, Oesterreich in Wahlbezirke von 3–400.000 Einwohner zu zerlegen, ohne daß eine Vertretung zustande kommt, die sowohl der Vertheilung der Nationalitäten als der Berufsstände vollständig widerspricht. So müßte insbesondere die ganze Industrie der Alpen- und Karpathenländer, ja selbst Währens unvertreten bleiben, und nur einzelne Großstädte, wie Wien, Prag, Triest, oder ganz industrielle Bezirke hätten die Aussicht, Vertreter anderer als agrarischer Interessen durchzusetzen. Man mag nun über die Berechtigung der agrarischen Ansprüche wie immer denken, darüber kann kein Zweifel sein, daß eine solche Majorisierung der städtischen und gewerblichen Bevölkerung zum mindesten ein großes Unrecht wäre, dem man nach Möglichkeit zu steuern versuchen müßte. Wie dies aber anders als durch die Einführung einer Minoritätenvertretung geschehen könnte, ist mir unerfindlich, umsomehr als mir der Hauptentwurf, der gegen die Minoritätenvertretung erhoben wird, in dem vorliegenden Falle nicht stichhaltig zu sein scheint. Denn wenn gesagt wird, daß die persönliche Berührung zwischen Wählern und Gewählten in großen Wahlbezirken — und solche sind die Voraussetzung der Minoritätenvertretung, wenn nicht gleichzeitig eine Vermehrung der Abgeordnetenzahl erfolgen soll — verloren gehe, so ist dem entgegenzusetzen, daß dieses Moment auch in Wahlbezirken, die ganze Kronländer umfassen, nicht mehr vorhanden ist. Ob nun der Wahlbezirk 350.000 oder 1.000.000 Einwohner hat, in dem einen wie in dem anderen Falle ist es, von Wien und Prag abgesehen, ganz unmöglich, daß anders als nach Parteiparolen gewählt wird. Es steht also nicht in Frage, ob es wünschenswert ist, daß die Parlamentswahlen den Charakter eines Plebiszits annehmen oder nicht, vielmehr handelt es sich bloß darum, ob sich zu den Nachtheilen des Plebiszits noch der Nachtheil der Majorisierung wichtiger Volkskreise gesellen solle.

Einigt man sich aber einmal über den Grundsatz, die Minoritäten zu schützen, so scheinen mir nur geringe Schwierigkeiten sich seiner Durchführung in den Weg zu stellen. Berggrößern wir nämlich die

Berlin, Köln, Straßburg i. E., Frankfurt a. M., Königsberg, Basel* u. s. w., welche bei mir zur jederzeitigen Einsicht aufliegen.

Wer Weiskner's Namen citieren wollte, dem war die Gelegenheit dazu reichlich gegeben durch die gewissenhafte Ausföhrung desselben sowohl auf dem Titelblatte der Partitur und des Clavierauszuges, als auch auf dem des Textbuches.

3. Da Sie aber sogar die Fassung der zugestandenemassen auf dem Titelblatte befindlichen Quellen-Notiz bemängeln, so theile ich Ihnen hierdurch mit, daß der genaue Wortlaut derselben von Dr. L. F. Weiskner selbst genehmigt wurde, nachdem ich gelegentlich meines einzigen ihm gemachten Besuchs am 30. April 1894 darüber mit ihm eingehend beriet. Dies bekräftige ich hierdurch mit meinem Ehrenworte.

4. Da Sie mir jedweden dichterischen Antheil an meinem Textbuche absprechen, so bin ich gezwungen, hier noch zu erwähnen, daß ich an jenem oben erwähnten 30. April 1894 Herrn Dr. Weiskner nicht — wie Sie schreiben — einen „Entwurf der Bühneneinrichtung“ vorzulegen die Ehre nicht, sondern die vollkommene fertige Dichtung des damals bereits völlig componierten und am Berliner kgl. Opernhause angenommenen Werkes. Daß Dr. Weiskner jedes Bedenken, welches er allenfalls gegen meine musikalisch-dramatische Bearbeitung gehabt haben mochte, nach meiner Vorlesung aufgegeben hat, kann ich leider nur durch ein Citat aus meinem Tagebuche erhärten, dessen Erwähnung Sie und Andere mir nicht als Selbstbespiegelung auslegen mögen, welches aber vielleicht doch einigermaßen darzuthun geeignet ist, daß meine Arbeit nicht ganz ohne jeden dichterischen Wert und ihr Erfolg nicht lediglich das Verdienst des hochverehrten Dr. Weiskner ist, welchem ich gewiß stets ein dankbares Andenken bewahren werde. In meinem Tagebuche heißt es nämlich unterm 30. April 1894: „Wie glücklich war ich, als Dr. Weiskner sich geradezu entzückt und ergriffen äußerte und u. a. sagte, daß er mich bewundere und sich so Bedeutendes nicht erwartet habe. Er hatte auch nicht das Geringste auszusagen.“

Hochachtungsvoll
Dr. Wilhelm Kienzl

Wien, 16. Jänner 1896.

Verlaine.

(Gestorben am 9. Jänner 1896.)

Paul Verlaine ist fort. Bei seinem Namen denkt sich die Menge nichts, sie kannte ihn kaum; nie hat er sich mit Ruhm bekleckt. Aber wir wissen schmerzlich, daß mit ihm der letzte Dichter des heutigen Frankreichs gestorben ist; nun hat es gar keinen mehr und schaut ins Dunkle. Indem dieser wunderliche und kindische Greis schieb, ist sein Land, fühlen wir, arm und leer geworden. Die anderen können ihm nicht helfen; rasch wird ihr Andenken zugewachsen sein. Wer wird in hundert Jahren noch von ihnen wissen, was wird dann von ihren Werken noch leben? Ein paar Seiten von Hugo, ein paar Verse von Lamartine, Musset und Baudelaire, ein paar Sätze von Villiers de l'Isle-Adam, Hello, Flaubert, den Goncourts, Maupassant und Barrès, im Schatten einer Legende von Balzac als einem wilden Riesen, der zu seinen Füßen ein Gedränge von Knechten hat, das Stendhal, Mérimée und Barbey d'Aurevilly anführen; der Rest wird vergehen. Aber undenkbar ist es, daß je die Lieder von Verlaine vergehen können, so lange noch irgend ein Hall der französischen Sprache unter den Menschen ist. In ihnen scheint diese ja ihren ganzen Schmutz vergraben zu haben; davon leuchten sie so.

Ich unterfange mich nicht, seine Bedeutung anzufagen. Vermessen würde es mich dünken, mit meinem kleinen Verstande an den Erhabenen heranzutreten. Tief sollen wir uns vor ihm neigen und danken, daß er da war. Es hätte auch keinen Nutzen, seine persönlichen und besonderen Züge zu verzeichnen. Wer das Mächtige eines stolzen und mit Pracht seine Fittiche schlagenden Adlers mittheilen will, wird nicht suchen, was an diesem Adler anders sein mag als an den anderen; nicht dieses macht seine Größe aus, sondern daß er ein Adler ist; das bewundern wir. So bewundern wir Verlaine, weil er ein Dichter war. Mehr soll man von ihm nicht sagen wollen, freilich ist in dies edle Wort dabei der reine Sinn zu legen, den es im hohen Alterthum anhatte; seitdem ist es herabgekommen und entweiht worden. In der Höhe der Dichter entschwinden uns ihre einzelnen Dinge; nur das Allgemeine ihrer großen Art bleibt sichtbar. Das mögen wir ehren! Mit Recht hätten sich die Franzosen, ihn zu beschreiben; es genügt ihnen, ihn den Willen unserer Zeit zu nennen. Deutschen wird ein anderer holder Name näher sein: uns scheint aus seinem Gesange Herr Walthar von der Vogelweide aufzusteigen. Es ist seltsam, wie die zwei sich gleichen. Walthar denken wir uns gern auf einem Steine, Wein mit Wein gedeckt, das Kinn und eine Wange in die Hand geschmiegt, um den Neben seiner Seele zu lauschen; so lassen die Schilderungen Verlaine in einer Ecke stiller Kneipen sitzen, auf die Platte gestützt und nach seiner Art mit einem Zipfel des Gewandes sein elendes Angesicht verhöllend, um ungestört sein inneres Schauspiel zu betrachten; diese ruhenden Statuen der Frömmigkeit habe sie uns hinter-

lassen. Beiden war Schönheit am Leibe versagt; desto inniger lechzten sie nach ihr. Beide haben geschweigt und bereit; die verblühte Luft der Sinne haben sie mit Andacht abgeblüht. Beide haben das Sterben als eine Genesung an der Seele begrüßt, die der Weise nicht fürchten kann. Arm und sündig sind sie durch die Welt gezogen, rechte Bagabunden, in den bürgerlichen Dingen fremd, immer nur ihrem großen Staunen hingegeben; über den Frühling staunend und über die Frauen und über alle Creatur, die Wunder des lieben Gottes preisend, der alles so schön, so unaussprechlich schön gemacht, und jeden Tag ist ihnen von neuem gewesen, als würden sie alles zum ersten Mal sehen. Betend, bald mit den Sinnen, bald mit dem Herzen, verzückt oder zerknirscht, haben sie ihr Leben hingebracht und kein Gefühl bewahren können, gleich ist es ihnen in süßen Worten von den Lippen getropft. Noch einmal sei es gesagt: sie sind Dichter gewesen. Wer fühlt, was in diesem Wort an theueren Schätzen liegt, braucht nicht mehr und die anderen können es doch nicht fassen.

Nach seinem wüsten Schüdel und dem lästern tiefenden Munde hat man ihn oft mit einem Faun verglichen. Es gibt ein Bild von Böcklin: ein Faun liegt im Grase und bläst einem Vogel etwas vor und so seltsam und milde ist es, wie das Vögelchen noch nie vernommen hat. So hat Verlaine still vor sich hin geblasen, was er in seinem Herzen rauschen hörte, und die Jugend von Frankreich ist im Kreise um ihn gesessen und hat selig gelauscht, wie seine tiefen Weisen tönten. Eine solche Gewalt hatte er über die Worte, daß selbst die alten, ermatteten und welken, wenn er seine sanfte Hand an sie legte, auflebten und wie Neugeborene zu lächeln schienen: mots frais, la phrase enfant, style naïf et chaste, hat er es selber genannt. Er suchte nichts; er nahm die gemeinen Worte, die in allen täglichen Gesprächen liegen, aber sonst schlafen sie, in seinem Munde wachten sie auf und wir konnten ihnen in die Augen schauen. Oft hat er die einfachsten Dinge so gesagt, daß man sie nie mehr vergessen kann; mit seinen Worten hat er den Dingen ihre Haut angezogen:

„Je te vois encore à cheval
Tandis que chantaient les trompettes,
Et ton petit air martial
Chantait aussi quand les trompettes“ —

er scheint nicht von den Dingen, die Dinge scheinen aus ihm zu reden. So hat er von verrückter Lust gesungen:

Ma douce main de maitresse et d'amant
Passe et rit sur ta chère chair en fête,
Rit et jouit de ton jouissement.
Pour la servir tu sais bien qu'elle est faite,
Et ton beau corps faut que je le devête
Pour l'enivrer sans fin d'un art nouveau
Toujours dans la caresse toujours prête.
Je suis pareil à la grande Sappho —

fo hat er verlorene Liebe beklagt:

O triste, triste était mon âme
A cause, à cause, d'une femme

Je ne me suis pas consolé
Bien que mon coeur s'en soit allé,

Bien que mon coeur, bien que mou âme
Eussent fui loin de cette femme —

fo hat er gelacht:

Dieu, nous voulant amis parfaits, nous fit tous deux
Gais de cette gâté qui rit pour elle — même,
De ce rire absolu, colossal et suprême,
Qui s'esclaffe de tous et ne blesse aucun d'eux —

fo hat er gebetet:

Comme l'Eglise est bonne en ce siècle de haine —

und

Je ne veux plus aimer que ma mère Marie.

... comme j'étais faible et bien méchant encore,
Aux mains lâches, les yeux éblouis des chemins,
Elle baissa mes yeux et me joignit les mains,
Et m'enseigna les mots par lesquels on adore —

fo hat er sich geföhnt:

C'est vers le Moyen Age énorme et délicat
Qu'il faudrait que mon coeur en panne naviguât,
Loin de nos jours d'esprit charnel et de chair triste —

und immer fühlen wir, da hat sich die Sache selber ausgesprochen, anders kann man sie nicht mehr sagen.

Als es ihm in diesem Winter schon recht schlecht gieng und er nicht mehr ausgehen durfte, hat er sich auf eine komische Art die Zeit vertrieben. Er ließ sich einen Pinjel und eine kleine Flasche mit Lack kaufen und fieng nun an, seine Sachen alle fleißig zu vergolden, Stühle und Tische und sogar die Lampe, bis es in seiner dürftigen Stube wie bei einer Fee in ihrem Palaste glänzte; ganze Tage arbeitete er daran und strich wieder und bürschete, so lange er sich noch röhren konnte. So kindisch ist er gewesen. Er ahnte wohl nicht, wie sehr in diesem eiteln Spiel ein Sinnbild seines Wesens war: durch sein Vaterland ist er mit verzaubernder Hand gegangen und siehe, was er berührte, wurde hell und wie gemein es sonst war, glänzte, wenn er

*) Ein ehemaliger Advocatur-Concipient Dr. Weiskner, Herr Dr. Rosenfeld, besuchte, da er auf dem Felde den Namen seines einflügeligen Chefs fand, die erste Basler Aufföhrung und heftete sich mir im Intendantenzimmer vor.

sich näherte, und wenn er eine Stube betrat, leuchtete sie wie der Palast einer Fee und immer, wohin er kam, hat er Gold ausgestreut. Er brauchte nur zu reden, gleich floß Glanz herab.

Hinter seinem Sarge ist kein Diener des Staates gegangen; alle Ansehungen durch bürgerliche Ehren hat er besiegt; nie hat er sich verlocken lassen. Junge Leute trugen seine Leiche hinaus, das Volk hat ihn begraben. Unter dem Volke ist er gestorben, im Volke wird er leben.

Sermann Bahr.

Toni Stürmer.

(Eine Alltagsgeschichte in 5 Scenen von Caesar Flaischlen. Zum ersten Mal aufgeführt im Intimen Theater zu München am 7. Jänner 1896.)

Was das „Intime Theater“ leistet und will, hat die „Zeit“ ja schon gelehrt.*) Wer Caesar Flaischlen sei, wird man in Wien vielleicht weniger wissen. Deshalb scheint es mir angebracht, mit ihm zu beginnen.

Eines Abends lernte ich ihn in Berlin kennen — einen nicht mehr jungen, hart mitgenommenen Menschen, das Gesicht voll Furchen und Falten, wie eine Straße, die von unzähligen Fußspuren und Lastwagen nach allen Richtungen hin durchkreuzt ist. Und aus diesem Gesicht, so durchfurcht von des Lebens Enttäuschungen und Mühseligkeiten, blickten zwei dunkle, schwere, halbmiße Augen. Grobklotzige Freunde saßen um ihn herum und schrien den kleinen Mann an: Caesar Prost! Caesar! Einige hebsliche Damen bemutterten ihn und nannten ihn Caeschen. — Caeschen, Sie müssen nach Hause geh'n! Sie können das viele Biertrinken nicht vertragen.

Er aber feuerte und gieng.

Anderen Tages besuchte ich ihn.

Er saß in einem großen, düstern Zimmer. Durch die Scheiben brach das graue Großstadtlcht. An den Wänden hingen Bilder und vielerlei Sachen — mehr Schätze der Pietät als der Kunst. Auf seinem Schreibtisch, an dem er beschäftigt war, lagen große laubere Bogen, gefüllt mit sorgfältigster schönster Currentschrift. Ehe er mir die Hand gab, nahm er ein Lineal, beugte sich über die Bogen und machte einen wunderbaren bürokratisch geraden Strich durch eine Zeile. Ich dachte, er setze vielleicht eine Eingabe an die Regierung auf oder dergleichen. Anstatt dessen gab er mir das Actenstück, indem er sagte: „Es ist ein Drama von mir, „Toni Stürmer“. Gott!, dachte ich, das soll ein Drama sein?“

Damals wußte ich noch nichts von Toni Stürmer, doch jetzt habe ich es, und ich glaube, viele haben es mit mir erfahren, daß es ein heißes, glühendes Stück Leben ist, der schmerzliche Verzweiflungsschrei eines sehnlichstgequälten Weibes, der weiter klingen wird in den Seelen aller Frauen — aller Frauen, die nur ein Herz haben und einiges Blut. Und dies Drama war so sauber, so sorgfältig geschrieben, wie von der Hand eines Bureaukraten und der Dichter selber hatte es gethan!

Aber er hatte noch mehr gethan. Zugleich mit all dem Lebendigen hatte er einen Haufen trockenen Ballast, ein halbes Duzend Broschüren mit hinein in das Stück gestopft, so daß der rothe Lebensfaden von diesem todtten Zeug gewissermaßen unwachsen war, wie ein Stück Gold von wertlosem Quarz. In dieser Form war das Werk das Abbild seines Schöpfers, der ein Dichter und zugleich Doctrinär ist. Flaischlen ist Schwabe. Und in seiner Künstlernatur steckt ein gefährliches Stück jener lehrhaften, biederer Schwaben, die poltern von einem Ding auf zwanzig andere kommen. Sein Empfinden ist warm und echt, sein Ausdruck aber weißschweißig und nichts weniger als schlagend. Und etwas Merkwürdiges an seiner Art zu schaffen ist noch, daß, wenn andere beim zweiten oder dritten Umarbeiten alles möglichst zusammenziehen, er hingegen immer noch neue Gedanken und Weisheiten, die mit der Sache selbst nichts zu thun haben, hineinträgt. Der Doctrinär schaufelt und schaufelt, um den Künstler zu begraben. Aber der Künstler streckt doch noch immer seine starke Hand hervor.

Doch ich will den Inhalt des Stückes erzählen.

Toni Stürmer ist seit fünf Jahren mit dem Privatdocenten der Germanistik Märklin verlobt. Geldmangel verhindert ihre Heirat. Der Mann empfindet die Wartezeit nicht so schlimm. Er hat seine Bücher, seine Studien. Das Weib aber, dessen vornehmste Aufgabe ist, zu lieben und sich in Liebe auszugeben, wartet und härmst sich ab. Wie ein Jahr nach dem anderen verspricht, wird ihr Verlangen immer sehnsüchtiger, immer ängstlicher der Gedanke: wann kommt die Erlösung? Als der erste Act einsetzt, da ist sie so überreizt durch die gewaltthame Unterdrückung ihrer innersten Natur, so verzweifelt und verburstet, daß sie den Becher der Freude trinken möchte, wäre auch Gift darin. In der schwülen, bald laut aufschreienden, bald dunkel verhallenden Aussprache mit der Frau Merz, ihrer mütterlichen Freundin, tritt dieser Gemüthszustand zutage.

Im zweiten Act taucht nun ein Kaufmann Harwitz auf, so eine Art Cecil Rhodes im kleinen. Er ist ein Jugendfreund Märklins, hat aber ganz andere Wege als dieser eingeschlagen, etwas dunkle Wege drüben in Amerika, auf denen er sich ein paar Millionen errafft. Er hat alles, was den

Frauen gefällt und was einen im Leben vorwärts bringt. Er speculiert, wenn auch nicht gerade auf das allergemeinste im Menschen, so doch auf eine ziemliche Portion Gewöhnlichkeit, die er bei jedem voraussetzt. Trotz alles Widerwillens ist Toni doch gleich unter seinem Banne. Es ist ein feiner Zug, wie mit einennmal ihre Anschauungen das halb-unbewußte Echo der Anschauungen Harwitz' werden. Ihr Bräutigam wird stutzig, es kommt zum Streit und er geht grollend ab. Doch schließlich ist's nur ein Streit, wie er gestern und fast alle Tage war. Sie zanken sich, weil sie sich nicht lieben dürfen. Wenn sie zusammen sind, reißt eines den andern auf, so wie jedes sich selbst aufreißt, wenn sie allein sind. Nur die ganze Hingabe in der Liebe könnte ihr seelisches Gleichgewicht wieder herstellen und ihnen Frieden bringen — doch das verbietet ihnen die Moral.

Der dritte Act spielt im Thiergarten. Toni geht spazieren. Harwitz hat ihr aufgelauret und eine Liebeserklärung aus dem Ärmel geschüttelt. Etwas geschäftsmäßig im Ton, aber sehr solid fundiert. Das Mädchen ist verwirrt. Die Brutalität dieses Menschen, der sie kaum acht Tage kennt, empört sie, aber ihre Einbildung ist gelendet, ihre Sinne sind gereizt. Sie weist ihn mühsam ab, und er geht, mit dem Siegesbewußtsein, daß sie zu ihm kommen wird.

Da erscheint ihr Verlobter. Mit einem Freudenerschrei fällt sie ihm an die Brust. Eine wunderbar heitere Sonne beglänzt diese ersten Worte. Er ist auch so froh! Aber bei ihren Liebesfloskeln kommt ihm doch gleich der Gedanke, daß sie im Thiergarten sind, sozusagen in einem öffentlichen Local — doch vergnügt ist er riesig. Er hat ein großes Honorar in der Tasche: 180 Mark. Sie berathen, was alles Schönes man damit machen könne. Eine Reise nach Hamburg... Toni stimmt freudig zu. Doch allein mit ihm! Braut und Bräutigam. Aber der Ehrenmann runzelt die Stirn.

— Allein? Wir müssen doch irgendwo übernachten.

Er stellt sich einen Wächter. Nicht finet, nur der Leute wegen, denn wahrhaftig dieser Mensch brauchte keinen! Er behütet sich selber schon genug — vor seinem eigenen Glück. Er wagte nie den Finger zu rühren, um mit frisch zugreifender Hand sich die Frucht zu pflücken.

Aber da fällt diese ihm von selbst in den Schoß. In Toni quillt noch einmal mit heißesten Worten die Sehnsucht hervor. Sie kann nicht mehr warten, von ihm getrennt. Sie will sein werden, schrankenlos, ganz sein. Ihn in den Schoß sinkend, flüstert sie: „Nimm mich! Nimm mich!“ Und der Mann stiert sie an, wie alles Verstandes beraubt. Er begreift das Weib nicht, er steht nur, daß sie sich wegwerfen will, und denkt nicht daran, daß er es ist, an den sie sich wirft. Sein Mund thut sich schon auf zu einer Unwahrheit. Das Weib aber liegt am Boden, und die Augen geben ihr auf über ihre Schmach. Er will sie nicht? ... Und sie gab sich ihm doch auch hin aus Liebe und in dem dunklen Gefühl, daß sie ihm gehören müsse, damit sie keines andern werde. Dieser eine Augenblick zertrümmert das ganze Weltgebäude, das Märklin in ihrer Seele aufgebaut hat. Alles, was ihre Jugend ausmachte, die Hingebung und der schwärmerische Glaube, das wird zu nichts. Sie wendet sich zu Harwitz' Göttern, die man wenigstens nicht vergebens anfleht.

Der vierte Act führt den endgiltigen Bruch herbei. In diesem Act steckt ein mächtiges Stück deutschen Idealismus. Und er zeigt den Märklin in seiner ganzen rührenden Größe. Seine Braut war sein Glaube, sein Gott, und lieber als daß er mit frevelischer Hand ihn entseelig, will er ihn verlieren. Beim dritten Act konnte man den Kopf schütteln über die seltsame Biederkeit dieses Mannes. Im vierten fühlt man sich bezwungen von der Stärke seiner Weltanschauung, wie einem jeder starke Glaube, mag er auch fremd und thöricht scheinen, Achtung abzwingt.

Und der fünfte Act? Anfangs setzt er fast wie ein Satspiel ein. Märklin hat alles über den Haufen geworfen: ein Berliner Dirndchen im Arm, sitzt er auf den Trümmern seiner zerstörten Welt.

Dann kommt Toni noch einmal. Das letzte bittere Scheiden. Bitter bei beiden. Das Leben ist mit dem Karren seines Schmutzes über sie beide weggefahren und hat ihnen die Brust zerbrückt. Eine tiefe Furche liegt zwischen dieser Stunde und ihrer Jugend. Aus Toni redet jetzt schon ganz Harwitz. Aber Toni Harwitz ist eben nicht mehr Toni Stürmer.

Dem Manne, mit dem sie einst geglaubt und wartend gehofft hatte, gibt sie als letztes Wort mit auf den Weg: „Du wirst denken, wie man heutzutage denken muß, und wie alle denken: ruhig, praktisch und nüchtern.“

Er aber bricht zusammen.

— Wenn alle so denken, dann sind eben alle Lumpen. . .

Es würde mich freuen, wenn etwas von dem lebendigen Oben des Stückes in diese kurze Inhaltsangabe gedrungen wäre.

Bei der Darstellung gestern wirkte das Stück stark, wenn auch nur auf wenige. Das „Intime Theater“ hatte sich vorgenommen, alle Reisen und Feinen zu laden, gekommen war aber außer diesen noch ein merkwürdiges Krethi und Plethi. Allzuviel Harwitz, wenn auch meistens gestrandete, waren unter den Zuhörern, denen Märklin mit seiner Weltanschauung von vorneherein unverständlich war und bis zum Schluß blieb.

*) Vgl. den Aufsatz von Franz Feld in Nr. 38 der „Zeit“.